

Slavoj Žižek: Wer den Körper von allen Stigmen befreien will, raubt ihm auch seine Reize **SEITE 36**

Der Regisseur Dani Levy spielt wieder einmal in einem Film mit – es dürfte nicht das letzte Mal sein **SEITE 37**

Als dem Radio die Zeit noch nicht davonlief und es uns in den Schlaf begleitete

Bevor wir sie sahen, hörten wir die Welt. Und manche lernten mit Gotthelf-Hörspielen sogar Berndeutsch. Von Alain Claude Sulzer

Hiess die Sendung «Zwischen Tag und Traum»? Ich glaube, ja. Sollte ich es recherchieren? Hiess der Sender damals noch Beromünster? Der «Schweizerische Landessender Beromünster» wurde erst 1967 durch das neutrale «Schweizer Radio» ersetzt. Das habe ich recherchiert. Damals war ich vierzehn. Wie die Erwachsenen hielt auch ich noch eine Weile am alten «Radio Beromünster» fest.

Auch habe ich tatsächlich herauszufinden versucht, ob die Sendung «Zwischen Tag und Traum» hiess, bin aber nicht fündig geworden. Um ehrlich zu sein: Alles, was sich nicht leicht erforschen lässt, erfüllt mich mit Befriedigung. Es gibt sie also doch, die Namen, Ereignisse und Werke, die sich nicht googeln lassen. Neunundneunzig Prozent aller Dinge sind innerhalb weniger Sekunden online auffindbar; dass es dem restlichen einen Prozent gelingt, sich unsichtbar zu machen, grenzt an ein Wunder.

Die Sendung «Zwischen Tag und Traum» war nicht wichtig, aber es gab sie, auch wenn sie vielleicht anders (aber doch so ähnlich) hiess. Die Musik, die um diese Uhrzeit gespielt wurde, war flüchtig wie jede Musik, wo auch immer sie ertönt. Kaum erklingen, war sie schon wieder verschwunden. Dass nichts so vergänglich ist wie Musik und gesprochene Worte, war mir wohl noch nicht klar.

Stumme Nächte

Ob während der Sendung auch gesprochen wurde, kann ich nicht mit Sicherheit sagen, ich bin aber ziemlich sicher, dass es einen Sprecher oder eine Sprecherin gab; das gab es ja immer. Im Radio wurde unentwegt kommentiert, erklärt, erzählt, informiert, diskutiert und interviewt. Oder einfach *angesagt*. Der Sprecher war zunächst einmal Ansager. Ansager des Tagesprogramms, des nächsten Stücks, das gespielt, der nächsten Sendung, die gleich beginnen würde. Radiosprecher und Radiosprecherinnen waren unsere ständigen Begleiter. Es fiel mir leicht, ihre Stimmen auseinanderzuhalten. Ihre Namen waren uns vertraut, als gehörten sie zur Familie: Elisabeth Schnell, Walter Wefel, Hermann (Mäni) Weber, Helli Stehle.

Sie waren tagsüber und abends präsent. Um Mitternacht verstummten sie alle. Eine Minute bevor im Äther Ruhe einkehrte, ertönte feierlich die Nationalhymne. Danach drehte sich der Erdball lautlos weiter, und am Himmel kreiste der Sputnik. Nun übernahmen Amateurfunker die Macht über das im All herrschende Dunkel. Wir konnten die einsamen Funker nicht hören, ausser wenn über sie berichtet wurde; wo sonst als im Radio? Das Radio informierte über alles und von überallher, aus allen Himmelsrichtungen, über alle Kontinente hinweg.

Die Hobbyfunker unterhielten sich über unvorstellbar grosse Entfernungen miteinander. Während einer in Basel sass, sendete der andere aus Melbourne. Sogar Frauen funkten. Beim einen war es heller Tag, bei der anderen tiefe Nacht. Ätherwellen verbanden sie. Dass sie Kurzwellen hiessen, verstand ich nicht. Dass Kurzwellen weiter reichen als Langwellen, war mir ein Rätsel und will mir semantisch bis heute nicht einleuchten.

Als kleiner Hörer war das Radio – meine Eltern besaßen noch lange keinen Fernseher – meine einzige Verbindung zur richtigen Welt oder zu dem, was ich dafür hielt, der Welt der Erwachsenen, die mir noch keinen Einlass gewähren wollte. Ich war zu klein, ich war zu brav. Bis es so weit war, musste das Radio genügen, und es genügte ja. Das Radio ersetzte die Welt. Es wurde Teil meiner kindlichen



Aus einem solchen Kasten drang einst die Welt herein in die Stube.

SIEGFRIED PILZ / UNITED ARCHIVES / KEYSTONE

Existenz, die sich nach etwas sehnte, was sie nicht kannte, aber erahnte. Die Radiostudios in der Deutschschweiz – in Basel, Bern und Zürich – bestanden in meiner Vorstellung zur Hauptsache aus schallisolierten Studios, durch die man auf Zehenspitzen huschte. Um «draussen» nicht gehört zu werden, verständigten sich die Mitarbeiter mit Handzeichen. Unentwegt blinkten rote Lampen, überall hiess es «Bitte nicht stören».

Riesige Brillen und Kopfhörer

In den grössten Räumen, die ich auf Fotos gesehen hatte, wurden Hörspiele, Operetten, ja ganze Opern aufgenommen. In der Radiozeitung sah man bekannte Musiker und Schauspieler bei der Arbeit, ihnen gehörte meine uneingeschränkte Bewunderung. Sie waren konzentriert, manche hatten riesige Kopfhörer auf den Ohren, von den Decken hingen Mikrofone, verschiebbare Stellwände markierten grössere oder kleinere Räume. Die Schau-

spieler – Gert Westphal, Gustav Knuth – trugen «Strassenkleidung», wie man das damals nannte, manche waren hemdsärmelig, manche trugen riesige Brillen, manche Krawatten, es fehlten nur die Ärmelschoner. Und dabei spielten sie gerade Goethes «Iphigenie», Frischs «Andorra» oder Ingeborg Bachmanns «Der gute Gott von Manhattan». Bei den Männern passten die Gesichter nur selten zu den Stimmen, bei den Frauen – Maria Becker, Anne-Marie Blanc – eher.

Bern spielte in meiner Begeisterung für das Radio eine wichtige Rolle, nicht nur, weil es dort ein Studio gab; das gab es auch in Zürich. Doch Zürich, das ich nicht kannte, liess mich kalt – weil ich es nicht kannte. Da wir dort niemanden hatten, den wir besuchen konnten, führen wir nie hin. Ich hatte von Zürich nicht einmal eine Vorstellung. Meine zeitweilige Affinität zum Berndeutschen erklärte sich zu einem geringeren Teil aus meiner Biografie – einige Jahre lang verbrachte ich als Kind meine Ferien bei

Verwandten in Bern –, zum grösseren Teil daher, dass die meisten Hörspiele, die ich damals hörte, von Radio Bern gesendet wurden.

Die Sprecher, die in Bern agierten, hiessen konsequenterweise nicht Schauspieler, sondern «Hörspieler von Radio Bern»; sie stellten ja nicht sich zur Schau, sondern ihre Stimmen. Sie brachten sie zu Gehör. Sie mussten alles, was sie ausdrücken wollten, in ihre Stimmen legen.

«Hörspieler von Radio Bern» war die offizielle Bezeichnung für eine Gruppe von Schauspielern, Laienschauspieler vermutlich, deren Namen nie in hochdeutschen Produktionen auftauchten. Vermutlich agierten sie hauptsächlich vor dem Mikrofon, vielleicht auch einmal auf Emmentaler Liebhaberbühnen. Ihre besondere Begabung lag in ihrer Dialektverwurzelung, niemand erwartete von ihnen, dass sie «Nathan der Weise» oder «Wilhelm Tell» spielten – jedenfalls nicht Schillers «Tell». An Namen erinnere ich mich nicht. Die Auf-

gabe der «Hörspieler» bestand darin, insbesondere die Werke Jeremias Gotthelfs in dramatisierter Form zu spielen oder in halbdokumentarischen Serien wie «Sturmzyt» die Geschichte der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs heraufzubeschwören – die Geschichte einer heilen, unbeschädigten, tapferen und stets bedrohten Schweiz, die der dörflichen Welt des Albert Bitzius näher war als diejenige, die noch der Aufarbeitung durch die Bergier-Kommission harpte.

Man hatte Zeit, Geduld und Musse, im Radiostudio und am Radioapparat. Die erste Folge von «Uli der Knecht» etwa – man kann es im Internet nachhören –, hebt mit Vogelgezwitscher, dem Krähen des Hahns und muhenden Kühen an, bevor das Mikrofon den Hörer in eine Kammer entführt, in der das Ticken und Schlagen einer Uhr das Schnarchen des Bauern übertönt, bis sich schliesslich nach vierzig Sekunden die Stimme der Bäuerin bemerkbar macht.

Der Dialog, der sich danach entspinnt, klingt für heutige Ohren eher wie eine Dialektparodie à la «Totemügerli» als nach einem Idiom, das tatsächlich je gesprochen wurde, aber natürlich wurde es gesprochen, und die «Hörspieler» aus dem behäbigen Bern waren vielleicht die Letzten, die es beherrschten, bevor Franz Hohler ihnen ein für alle Mal den Gar aus machte. Damals habe ich offenbar jedes Wort verstanden, heute muss ich mich anstrengen, den Faden nicht innerhalb kürzester Zeit zu verlieren.

Im unverminten Gelände

Es gab die «Hörspieler von Radio Bern», aber keine Hörspieler von Radio Basel oder Zürich, wo all jene Dialekthörspiele produziert wurden, deren Tage 1968 angezählt wurden, als junge Hörspielautoren – unter ihnen auch ich – sich daran machten, die heile Welt des Dialekthörspiels durch eine realistischere Sichtweise zu zertrümmern; zumindest im zweiten Programm, dem «UKW-Sender», in dem der Dialekt nur dann erlaubt war, wenn man ihn einer kritischen Prüfung unterzog.

Hörspiele wurden abends um acht gesendet. Da sie Teil einer subkutanen Volkserziehung waren, sollte jeder daran teilhaben können. «Zwischen Tag und Traum» kam später, zu «nachtschlafender Zeit», wenn die meisten – allemal die Kinder – schon im Bett lagen, auch ich, der die Sendung heimlich unter der Bettdecke aus dem batteriebetriebenen Hitachi-Transistorradio hörte, der mich durch die halbe Kindheit begleitete.

Mit der Sendung zum Einschlafen hatte man das noch unverminten Gelände der historischen Hagiografie im Stil von «Sturmzyt» verlassen und war nun ganz privat. Privat lag ich zwischen Bettlaken, mit am Fussende festgestecktem Oberleintuch und Federdecke (bei uns machte man das Bett auf die französische Art).

Kein Schicksalspaukenschlag aus London. Keine Hitlerreden und bangenden Eidgenossen am Stammtisch und zu Hause. Keine «Gluggenbauern» und keine «Hörspieler von Radio Bern». Sanfte Musik hüllte mich ein, Mantovani Geigensamt, Lys Assias «Oh mein Papa» und Bert Kaempfers «Strangers in the night», auf den ich noch ein Weilchen warten musste. Zwischen Tag und Traum war Zeit, davon zu träumen.

Der Schriftsteller Alain Claude Sulzer lebt in Basel und Berlin. Im Herbst 2017 erschien im Galiani-Verlag sein Erzählband «Die Jugend ist ein fremdes Land».